

NZZ am Sonntag

Religiöse Symbole

Auf Schweizer Berge passen nur Gipfelkreuze

Ein Künstler hat auf einem Appenzeller Berggipfel einen islamischen Halbmond montiert. Was er damit sagen will, ist klar: Auf einer Bergspitze haben Kreuze nichts verloren - oder aber genau gleich viel wie islamische Halbmonde; der öffentliche Raum sei eine weltanschaulich neutrale Zone, die man von religiösen Symbolen frei halten müsse. Gerne wird in diesem Zusammenhang auf die USA verwiesen, wo dieses Prinzip strikt beachtet wird. Doch der Vergleich hinkt. Im Immigrationsland USA haben Menschen der verschiedensten Herkunft eine neue Heimat gefunden. Die religiöse Neutralität im öffentlichen Raum garantiert den Frieden zwischen den verschiedenen Einwanderergruppen. Europa dagegen kann nicht wertneutral sein, weil es auf dem Fundament des Christentums gewachsen ist. Ohne dieses gäbe es Europa nicht. Das trifft zu, auch wenn gegenwärtig die Säkularisierung voranschreitet. Denn das Christliche in der DNA Europas geht weit über den Gottesdienstbesuch hinaus. Sozialpolitik, Menschenrechte, die Stellung des Einzelnen, Minderheitenschutz - das alles ist vom Christentum geprägt. Dieses lässt sich nicht einfach in einen Kirchenraum verbannen. Denn es hat einen Kulturraum geprägt. So sind Kreuze mehr als religiöse Symbole. Sie signalisieren, dass wir uns in Europa befinden. Schön, dass es sie gibt. (fem.)

Suizide

Endlich reden die SBB über ihre «Personenunfälle»

Nichts zeigt besser als ein Wort, wie angestrengt die SBB zu verschleiern versuchen, welche Tragödien sich wöchentlich auf ihrem Schienennetz abspielen. «Personenunfall» heisst es jeweils in der Durchsage, wenn sich ein Mensch vor einen Zug geworfen hat, um sein Leben zu beenden. Das ist natürlich falsch, weil ein Unfall ein Ereignis ist, bei dem ein Mensch unfreiwillig zu Schaden kommt. Die Verkrampfung bei der Begrifflichkeit weist darauf hin, wie schwer sich die Bahn lange tat, das Problem öffentlich anzusprechen. Man wolle die Nachahmung solcher Taten vermeiden, hiess es. Nun haben die SBB gemerkt, dass Schweigen nicht weiterhilft. Am Freitag haben sie erstmals Zahlen bekanntgegeben und eine Präventionskampagne lanciert. Denn intern sind die Suizide längst zu einer Belastung geworden. Jeden dritten Tag tötet sich ein Mensch auf dem Bahnnetz. Jede Tat hinterlässt auch Spuren bei den Lokomotivführern und anderen SBB-Angestellten. Wieso es so lange gedauert hat, dies zuzugeben, bleibt schleierhaft. Die Angst vor den Medien kann es nicht wirklich gewesen sein. Alle wussten, was ein «Personenunfall» ist, und dennoch wurde nicht über Einzelfälle berichtet. Weil Einzelfälle die Öffentlichkeit nichts angehen. (fur.)

Apple

Wir werden nur noch abgezockt

Der kalifornische Technologiekonzern Apple hat seine jüngsten Geräte vorgestellt - und enttäuscht. Die intelligente Uhr wird wasserdicht und schneller, das iPhone wird wasserdicht, schneller, hat aber keinen Kopfhöreranschluss mehr. Das Resultat: Wer Apple treu bleibt, bekommt ähnliche Geräte und muss mehr Geld ausgeben für neues Zubehör. Das wird vor allem die Aktionäre von Apple freuen, nicht aber die Fans. Es ist nicht lange her, da fieberten sie den Präsentationen entgegen, da konnten sie es kaum erwarten, dass der Apple-Mann im Rollkragenpullover auf die Bühne trat, um sie mit umwerfend schön designten Produkten zu verzaubern. Was wäre, wenn Steve Jobs noch leben würde? Wir fragen uns das von Jahr zu Jahr mehr. (bis.)

Chappatte



Der externe Standpunkt

Wir sind so viele wie die Rätoromanen und wollen anerkannt sein wie sie

Jenische und Sinti in der Schweiz bestehen zu einem erheblichen Teil auch aus Nichtfahrenden. Unsere Einstufung als nationale Minderheit würde dem ganzen Land nützen, meint Daniel Huber

Die Jenischen und Sinti sind keine Nachbarn, nur kennst du sie nicht. Sie sind eine alteingesessene Schweizer Minderheit, die man lange nicht wahrgenommen hat. Gesehen wurden sie, wenn sie in Wohnwagen unterwegs waren. Man nannte sie Fecker, Chessler, manchmal Hausierer und oft schlicht Zigeuner. Dass die grosse Mehrheit von ihnen sesshaft mitten unter uns lebt und arbeitet, in Städten und Dörfern, ist meist unbekannt.

Die Jenischen haben eine eigene Sprache, kulturelle Bräuche, eine gemeinsam erlebte und erlittene Geschichte und ein Identitätsgefühl; im Lauf der Jahrhunderte haben sie sich in der Schweiz mit Sinti vermischt, die Manouche sprechen.

Jetzt sollen sie anerkannt werden. Die Bundesbehörden planen offenbar, die Jenischen und Sinti als nationale Minderheit ausdrücklich anzuerkennen. Das ist für unser Volk eine berechnete Genugtuung.

Die Anerkennung verlief in vier Schritten: Zuerst wurden wir verfolgt; die Pro Juventute und Organisationen wie das Solothurner Seraphische Liebeswerk betrieben die systematische Zerstörung unserer Familien, die als Vaganten und Schlimmeres bezeichnet wurden. Das war eine erste, traurige Form der Anerkennung der Tatsache, dass es uns gibt. 1986 entschuldigte sich Bundesrat Alphons Egli im Parlament für diese Familienzerstörungen, das war eine zweite Form, die Anerkennung als Opfer. 1998 ratifizierte die Schweiz die Konvention des Europarates über Minderheitenschutz. Dabei erklärte der Bundesrat, dass er nebst den traditionellen Sprachminderheiten - wie Romands oder Rätoromanen - auch die Fahrenden als nationale Minderheit anerkenne. Ein Sonderstatus, den nur die jüdische Gemeinschaft noch hat. Das war die dritte Stufe.

Nur eben, die grosse Mehrheit der Jenischen und Sinti ist nicht fahrend. Etwa 2000 bis 3000 sind im Sommer unterwegs, um ihr Gewerbe zu betreiben. Zehnmal mehr, über

30 000 Menschen, leben hingegen als Sesshafte; die Zahl entspricht der Gruppe der Rätoromanen.

Mit einer Petition haben jenische und sintische Organisationen, unter ihnen die vor 40 Jahren gegründete Radgenossenschaft der Landstrasse, den Bundesrat aufgefordert, alle Jenischen und Sinti als nationale Minderheit anzuerkennen. Und nicht bloss zu erklären, dass mit den Fahrenden auch die Nichtfahrenden mitgemeint seien, wie das bis jetzt der Fall war.

Der Bund scheint nun zu diesem Schritt entschlossen. Wir erwarten von Bundesrat Alain Berset, dass er sich an unserer Fecker-Chilbi, die kommenden Wochenende in Bern stattfindet, zu diesem Thema äussert. Und wir wären sehr enttäuscht, wenn er dies nicht mit der nötigen Klarheit täte. Wir erwarten den vierten Schritt, der zur vollständigen Anerkennung führt.

Was bedeutet das? Anerkennung ist vor allem eine Frage der Würde, des Stolzes auf

unsere Kultur. Geld kann nie Wiedergutmachung bedeuten, Geld bleibt eine Abfindung. Anerkennung heisst: Begegnung auf Augenhöhe. Das ist für die Jenischen und Sinti das Wichtigste. Daneben wird es so sein, dass die Behörden die Anliegen der Jenischen und Sinti vermehrt werden berücksichtigen müssen: Wir denken an Förderungen von Projekten in den Bereichen Kultur, Sprache, Dokumentation und weiterhin Schaffung von Lebensraum. Es wird dann beispielsweise nicht mehr vorkommen, wie das 2016 im solothurnischen Rüttenen der Fall war, dass eine jenische Familie, die nahezu 30 Jahre friedlich am Rand eines Steinbruchs lebte, vertrieben werden kann mit dem faulen Argument, es seien keine Fahrenden mehr. Wir erwarten auch, dass die Jenischen und Sinti vermehrt Eingang in den regulären Schulstoff finden, wo sie bis anhin keinen Platz haben.

Jenische und Sinti werden oft verwechselt mit jenen Roma, die in neuerer Zeit aus dem Gebiet der Europäischen Union in die Schweiz reisen und häufig in sozial schwierigen Verhältnissen leben. Es ist unbedingt nötig, für diese Menschen, die dank der Freizügigkeit ins Land kommen dürfen, ebenfalls Lebensraum zu schaffen. Denn nur, wenn man ihnen Plätze anbietet, besteht auch die Möglichkeit, Platzordnungen zu erstellen. Egal, ob Jenische, Sinti oder Roma: Wir wollen saubere Plätze.

Der Weg zu einer guten, verständnisvollen Beziehung zwischen Mehrheitsgesellschaft und Minderheiten wird wohl immer wieder mit Schwierigkeiten belastet sein. Wir sind aber überzeugt, dass es vorwärtsgeht. Nicht zuletzt dank der Anerkennung. Wir anerkennen natürlich auch die Mehrheitsbevölkerung. Wir sagen den Angehörigen unserer Minderheiten: Ihr habt nie überleben können ohne die sogenannten Bauern, also die Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft. Wir sagen ihnen: Haltet euch an die Regeln. Wir wollen keinen Separatismus. Und keinen Rassismus. Auf keiner Seite.

Daniel Huber



Daniel Huber, 50, wuchs in einer Wohnung auf und reiste jahrelang als Scherenschleifer und Knoblauchhändler im Wohnwagen. Er ist Präsident der Radgenossenschaft der Landstrasse, der vom Bund unterstützten Dachorganisation der Jenischen und Sinti. Diesen Text schrieb er zusammen mit dem Geschäftsführer Willi Wottreng.